

Nr. 131. Bromberg, den 23. Dezember 1924.

Feuer am Nordpol.

Roman aus der Gegenwart von **Karl-August von Laffert.**

(23. Fortsetzung.)

Brief Nagels an Linda.

Hochverehrte Frau Fürstin!

Heute wende ich mich an Sie mit einer für mich recht peinlichen Bitte. Ich würde es auch nie wagen, wenn ich nicht wüßte, daß Sie den innigsten Anteil am Ergehen unseres Freundes Sanders nehmen und daß Sie andererseits die eifrigste Förderin unseres großen Unternehmens sind.

Daß Herr Sanders krank ist, und zwar schwer gemütskrank, wissen Sie ja wohl selber. Seine bisher aus Wunderbare grenzende Fähigkeit, von der in erster Linie das Gedeihen unseres Werkes abhängt, hat ihn völlig verlassen. Darunter leidet er so schwer, daß ich die ernstesten Befürchtungen für ihn hege. Leider muß ich Ihnen mitteilen, daß seine Kraft auf unserer Expedition nach Petrolea derart versagte, daß er in einem spontanen Schwermutsanfall einen Selbstmordversuch unternahm. Er stürzte sich in einen tiefen Wasserriß, aus dem wir ihn nur wie durch ein Wunder zu retten vermochten. Jetzt liegt er hier in guter Obhut in unserem behaglichen Wohnschiff und wird von Dr. Enders und der Schwester aufs beste verpflegt.

Heute traf ich ihn wieder in tiefster Depression. Nach langem, inständigem Dringen erreichte ich es, daß er mir das Versprechen gab, sich dem Leben zu erhalten. Schließlich gab er mir auch im tiefsten Vertrauen die Lösung seiner verschwundenen Fähigkeiten. Wenn ich dieses Vertrauen Ihnen gegenüber breche, so tue ich es in dem festen Gefühle, daß Sie allein imstande sind, eine Heilung für ihn zu finden.

Sanders wußte bereits aus einer alten Erfahrung, daß die Hingabe an eine große Leidenschaft seine Fähigkeiten als Wünschelrutengänger beeinträchtigte. Obgleich nun diese Tätigkeit den Inbegriff seines Lebens bildete, so muß dieses Mal eine alles überwältigende Liebe seine Bedenken besiegt haben. Wir wissen ja, wie er sich sträubte, an der Expedition teilzunehmen, weil er bereits sein Schicksal voraussah. Jetzt ist er ein völlig gebrochener Mann.

Nach meiner Ansicht gibt es für ihn nur zwei Möglichkeiten. Entweder er wählt den Weg zur Leidenschaft, sucht in den Armen der Liebe Vergessen und Betäubung für das Verlorene und wird vielleicht auch so nach einiger Zeit wieder glücklich. Ob aber jene Frau, die ihn liebt, den Mut aufbringen wird, dieses fast übermenschliche Opfer von ihm zu verlangen, ob sie sich stark genug fühlt, ihm Ersatz zu bieten für alles, was er aufgab, das entzieht sich meiner Beurteilung.

Die andere Lösung wäre für Sanders augenblicklich gewiß die schmerzlichere und bedeutet völligen Bruch mit seiner Leidenschaft. Selber ist er dazu nicht imstande; denn zu seiner Gesundung gehört auch die geistige Befreiung von jener geliebten Frau. Fände sie also die bewundernswerte Kraft, ihn nicht nur freizugeben, sondern ihm sogar jede Aussicht auf eine weitere Erwiderung seiner Liebe zu nehmen, so glaube ich, unser Freund würde nach dieser gewaltsamen Krise allmählich wieder zu neuen Kräften und zu neuem Lebensmut gelangen.

Ich bin mir wohl bewußt, daß die Liebe häufig den einzigen Lebensinhalt eines Frauenschicksals bedeutet, gegen den alles, was das Dasein sonst bietet, nichtig erscheint. Ich weiß aber auch, daß der wahren, echten Frau das Lebensglück des Geliebten höher steht als ihr eigenes. Frau sein heißt, sich opfern — opfern für das Schicksal des Mannes, dem ihr Herz gehört.

Natürlich werden Sie annehmen, daß ich in erster Linie hierbei an unser Werk denke, dessen Existenz bedroht ist. Das erscheint mir aber im Augenblick nebensächlich, denn ich setze das Unternehmen fort und werde es vollenden trotz aller Schwierigkeiten. Ich sehe vielmehr einen prächtigen Menschen, den ich schätzen und lieben gelernt habe, an einem inneren Konflikt zugrunde gehen.

Und darum wende ich mich voller Vertrauen an Sie. Wo männliche Kraft und männliche Kunst am Ende sind, vermögen nur Frauen zu helfen. Helfen Sie unserm armen Freunde, der sonst verdirbt!

Ich bin in tiefster, aufrichtiger Verehrung

Ihr Georg Nagel.

Brief Lindas an Sanders.

Mein lieber Freund!

Durch die unbegreifliche Indiskretion Stratoffs wurden Sie telegraphisch von unserer Verlobung in Kenntnis gesetzt, während Sie doch voll berechtigt waren, zunächst durch mich benachrichtigt zu werden und eine Aufklärung meiner Handlungsweise zu erhalten.

Daß ich Sie geliebt habe, mehr als für mich gut war, wissen Sie ja genau. Was Sie aber nicht begreifen konnten, das war der Grund, warum ich Sie nicht heiraten wollte. Überlegt habe ich es mir lange, dessen können Sie sicher sein. Aber schließlich stand mein Entschluß fest. Sie passen nicht in eine Ehe, vor allem nicht zu einer Frau wie ich, die eine unaufhörliche, ständige Hingabe verlangt, gegen die alle sonstigen Interessen zurücktreten müssen.

Bei unseren beiderseitigen Lebensauffassungen war ein Kompromiß unmöglich. Sie wollten nicht auf Ihre Tätigkeit, die Ihnen unweigerliches Bedürfnis war, ich vermochte nicht auf meine Forderung zu verzichten. Es war schön, unser Sonnenglück, lieber Freund, unvergeßlich schön, aber es mußte, wie alles Schöne im Leben, einmal ein Ende finden.

Jetzt kommt nämlich der zweite Grund, weshalb ich Sie nicht heiraten konnte. Meine Vermögensverhältnisse sind ruiniert. Der betrügerische Bankrott eines Bukarester Bankhauses hat mich derartig geschädigt, daß ich mein gewohntes Leben nicht weiterführen kann. Ich erzählte Ihnen bisher nichts davon, um Sie nicht zu beunruhigen. Ich mußte mich aber nach Ressourcen umsehen, und was liegt für eine Frau näher, als der Gedanke, sich günstig zu verheiraten.

In Rumänien bot sich nichts Passendes für mich. Man sagt, ich hätte mir meinen guten Ruf etwas verdorben. Wie Sie wissen, warb Stratoff schon lange um mich. Gewiß ist er ein Parvenü, aber keiner von der schlimmsten Sorte. Was ihm an innerer Kultur fehlt, ersetzt er durch gut abgesehene äußere Zivilisation. Vor allem aber ist er ein Mann von unbändiger Energie und Arbeitskraft, der es noch zu Großem bringen kann. Für ausgeschlossen halte ich es nicht, noch einmal Fürstin von Kirgisia zu werden.

Natürlich habe ich mich in jeder Hinsicht vorgesehen. Noch vor der Hochzeit erhalte ich ein großes, selbständiges Vermögen. Außerdem verlange ich kontraktlich die weitestgehende Freiheit. So oft es mir paßt, werde ich allein auf Reisen gehen. Eine derartige Vernunftehe wird nur dann

erträglich, wenn man imstande ist, sich gelegentlich ein heimliches Glück zu suchen, das einen für alle sonstigen Entbehrungen entschädigt.

Ich bitte Sie daher, lieber Freund, nehmen Sie meine Heirat nicht allzu tragisch. Lassen Sie etwas Zeit vergehen. Ich bin überzeugt, wir werden die alten, guten Freunde bleiben, ja, vielleicht werden wir schließlich einen längeren und innigeren Bund eingehen, als wenn äußere Bande uns in Fesseln zwängen, die jedem von uns auf die Dauer doch unerträglich wären.

Ich danke Ihnen für alles Schöne und Unvergeßliche, das Sie mir geschenkt haben. Behalten Sie ein wenig lieb

Ihre Linda Lahory.

Sanders an Nagel.

Lieber Freund, wundre Dich nicht, daß ich an Dich schreibe, wo ich Dich doch jederzeit sprechen kann. Ich habe Dir aber etwas so Schweres mitzuteilen, daß ich fürchte, ich würde während des Sprechens meine Fassung verlieren. Und ich ertrüge es nicht, daß ein anderer Mann, und wäre es ein so treuer Freund wie Du, mich in einem derartigen Zustand sähe.

Bitte, lies den einliegenden Brief. Ich begehe wohl keine allzu große Indiskretion damit, denn Du hast mir ja selber auf den Kopf zugesagt, daß Du genau wüßtest, wie ich mit jener Frau gestanden habe, die mit mir fühlte, mich zu verstehen schien bis in die innersten Fasern meines Unterbewußtseins.

Und nun dieses Erwachen! — Ein bitteres Gefühl steigt mir die Kehle hinauf. Wie war es möglich, sich so zu täuschen? — Und doch, es ist das alte Lied: Seine eigenen Begriffe von unvergänglicher Schönheit der Seele legt man in die Persönlichkeit der Geliebten, umkleidet sie mit allen Vorzügen und erblickt so schließlich ein Bild, das man sich selber geschaffen hat. Bis ein starker Windstoß die Schleier fallen läßt — und von dem selbst aufgerichteten Ideal bleibt im besten Falle eine schöne Puppe übrig.

Lies bitte den letzten Abschnitt ihres Briefes. Entweder bin ich töricht oder altmodisch. Aber dieser fast unverhüllte Zynismus, der aus ihren Worten spricht, schlug mich völlig zu Boden. Sie heiratet den Mann, der ihr Stellung und Geld verspricht, und tröstet gleichzeitig ihren Geliebten, daß ja zwischen ihnen alles beim alten bliebe. Ich glaube nicht, daß eine deutsche Frau so empfinden könnte. Wenigstens würde sie nicht wagen, es auszusprechen.

Aber dieser Schlag richtet mich gleichzeitig auf. Was ich verlor, ist nicht wert, sich daran zu zerbrechen. Es war ja keine Wirklichkeit, es war nur ein schöner Traum, aus dem ich jäh erwacht bin.

Bitte, sprich nie mit mir darüber. Ich schäme mich zu sehr. Und laß mir etwas Zeit. Bald hoffe ich, wieder der alte zu sein. Aber Dir danke ich von ganzer Seele für Deine Freundschaft. Wahre Treue gibt es ja nur unter Männern.

Ich werde ihr nicht antworten. Offiziell wollen wir beide gemeinsam ein Glückwunschtelegramm senden. Hoffentlich besitzt sie den Takt, uns so bald hier nicht aufzusuchen.

Bitte komm nicht vor heute abend zu mir und habe keine Besorgnisse um mich. Sanders.

Linda an Nagel.

Lieber Herr Nagel!

Ich habe das unmenschlichste Opfer gebracht, das eine Frau zu bringen imstande ist: Ich habe mich selber, ich habe meine Liebe verraten. Glauben Sie nicht, daß Ihr Brief mich dazu veranlaßte. Er war geschickt und klug verfaßt. Aber Sie hätten mit Engelszungen reden können und würden mich doch nicht von dem einzigen abgebracht haben, das meines Lebens Inhalt war, wenn mein Entschluß nicht bereits feststand. Sie veranlaßten mich nur zur raschen Ausführung.

Seit Wochen schon zerriß es mein Inneres, wenn ich sah, wie er litt. Dabei quälte er sich mit lächelnder Miene, und nicht die leiseste Andeutung verriet, wie es in seiner Seele aussah. Manch oberflächliche Frau hätte sich täuschen lassen. Denn daß ich ihm ein großes Glück geschenkt hatte, darüber konnte kein Zweifel bestehen. Wie auch er mir ein Glück ohne Ziel und Grenzen gab.

Ich aber sah tiefer. Ein Mann wie er kann sein Dasein nicht lediglich auf der Liebe basieren. Er gehört der schaffenden, vorwärts drängenden Tat. Schließlich wußte ich es mit unentrinnbarer Sicherheit, daß ich mich opfern müsse. Aber das Opfer mußte ein vollständiges sein, wenn es nützen sollte. Uns lediglich trennen, hieß seine Leidenschaft erst recht entfachen.

Ihre Nachricht von seinem unglücklichen Versuche, sein Leben zu beenden, rief mich zu raschem Handeln. Ich verlobte mich mit Stratoff und schrieb ihm einen Abschiedsbrief. Es war ein Urias-Brief gegen mich selber. Zu genau kenne ich ihn und weiß, daß er mich damit für ewig aus seinem Herzen bannen wird. Ob Sie als Mann die Größe meines Opfers ermessen können, weiß ich nicht. Und doch gibt es Augenblicke, wo ich tief glücklich bin, wenn ich denke, daß ich ihn, den Geliebtesten aller, dem Leben und seiner Arbeit zurückgeben werde.

Aber manchmal packen mich wilde Zweifel. War mein Opfer auch nicht vergebens? Wird er die verlorenen Fähigkeiten wiedergewinnen? Und nur deshalb schreibe ich an Sie. Sie müssen mir mitteilen, wie es mit ihm wird. Noch eine letzte Tür halte ich mir offen. Erst wenn Sie mir schreiben, daß er der alte geworden ist, werde ich Stratoff heiraten. So lange warte ich. Und höre ich eines Tages, daß alles umsonst war, dann will ich mir mit festen Händen mein Glück zurückerobern. Dann verlange ich von Ihnen, daß Sie ihm diesen Brief zeigen. Und mit der Allgewalt meiner Liebe will ich versuchen, ihn über den Verlust seiner seltenen Begabung hinwegzubringen.

Nun leben Sie wohl, Herr Nagel. Bleiben Sie dem liebsten aller Menschen ein treuer Freund und bewahren Sie ihn vor allem Unheil.

Stets Ihre dankbare

Linda Lahory.

Nagel an Linda.

Hochverehrte Frau Fürstin!

Ihr Brief erschütterte mich aufs tiefste. Keine andere Frau wäre eine würdigere Lebensgefährtin unseres Freundes geworden. Was Sie mir schrieben, bleibt ein heiliges Vermächtnis, und eines Tages wird Sanders die Wahrheit erfahren, damit er für ewige Zeiten Ihr Andenken segnet.

Einen ganzen Tag nach Empfang Ihres Briefes hielt er sich verborgen. Dann kam er selber zu mir. Kein Leidenswort verrieten die krampfhaft gepreßten Lippen. Nur der Gang war schwer und die Stirn tief gefurcht. Doch in seinen hellen Augen brannte ein neues Feuer frisch erwachter Energie. Er selber glaubt sich auf dem Wege der Besserung.

Ein blitzartiger Gedanke stieg mir auf: Benutze Sanders zu allem Wichtigen, was es hier in Nova Thule zu leisten gibt. Laß ihn geologische Karten aller bedeutsamen Punkte anfertigen, so daß er entbehrlich wird — und dann enthülle ihm die Wahrheit.

Aber ebenso schnell verwarf ich den menschlich schönen Gedanken. Sein ganzes Leben ist auf diesen Beruf eingestellt, der ihm fast eine heilige Kunst bedeutet. Seinen Verlust würde er nie verschmerzen. Er würde ein anderer sein, er wäre nicht mehr der Mann, den Sie bewundern und lieben lernten.

Also muß Ihr Opfer ein endgültiges bleiben. Doch hat er eines Tages die Leidenschaft zu Ihnen völlig überwunden und steht stark und sicher in neu erworbener Kraft da, dann soll er erfahren, wer Sie waren. Daß er sich nicht in Ihnen irrte, daß Sie in jeder Hinsicht seinem erträumten Ideal weiblicher Vollkommenheit glichen.

Ihrer heldenhaften Größe und Selbstlosigkeit beuge ich mich in tiefer Bewunderung. Ihr

Georg Nagel.

(Fortsetzung folgt.)

Weihnachten im Jahre 3000.

Von Fritz Müller-Partenkirchen.

Es war wieder einmal Weihnachten.

Ich saß in dem bequemen Lehnstuhl, der für Besucher da ist, und hatte mich den ganzen Nachmittag über müde erzählt. Denn es war alter Brauch bei uns, daß der Vater nachmittags erzählte, bevor das Christkind im Nebenzimmer sein silbernes Glöcklein läutete für die Kinder und den Vater.

„Es ist Zeit — kommt herein", bedeutete dies Läuten.

Die Kinder waren hinausgegangen, um von ihren alten Spielsachen ein Inventar zu machen. Das taten sie gerne. Und an den Mängeln der alten Spielsachen schraubten sie die Hoffnungen für die neuen in die Höhe.

Gerade so, wie ich, als ich selber jung war, dachte ich lächelnd. Und dann kam es mir vor, als wenn meine Augenlider arg schwer würden.

Da klopfte es. Ich fuhr in die Höhe.

„Komm, wir wollen jetzt in die Dschin Dschindara gehen", sagte eine Stimme. Es war meine Frau. Aber wie sah sie aus. Das war ja eine Chinesin.

Und ich — ich sah an mir herunter — ich war ein Chinese. Ich weiß nicht, woher es kam — aber ich war nur mäßig erstaunt.

„Also gehen wir in die Dschin Dschindara", sagte ich. Aber ich hatte keine Ahnung, was das war.

Auf dem Gange standen meine Kinder nach der Reihe — lauter kleine Chinesen.

„Sollen die Kinder auch mitgehen in die Dschin Dschindara?" fragte ich.

„Jetzt so eine Frag'", sagte meine Frau und machte schiefe Augen, ganz wie eine Chinesin.

Auf der Treppe trafen wir Frau Schragmaier, unsere Nachbarin. Sie war auch chinesisch, sie und ihre Kinder.

„Aha", sagte sie, „geht's auf die Dschiu Dschindara? Da können wir ja miteinander gehen." Und im Hinuntergehen sagte sie: „Ich bin froh, daß die Dschiu Dschindara jetzt von der Stadt besorgt wird. Da haben wir doch zu Hause nicht die Schererei."

„Nun", sagte meine Frau und sah sich vorsichtig um, „ich muß sagen, mir war die Schererei zu Hause früher lieber."

„Pst", sagte Frau Schragmaier, „daß Sie nur niemand hört. Sie wissen doch, Kritik an der Kwiang Kuang wird streng bestraft."

„An der was?" fuhr ich dazwischen.

„An der Kwiang Kuang", wiederholte Frau Schragmaier erstaunt, und zu meiner Gattin hingewendet: „Ihr Mann ist aber g'spaßig — der tut ja grad so, als ob er nicht einmal wüßt', was Kwiang Kuang ist."

„Es sind halt Männer", sagte meine Frau, „die sind immer ganz wo anders, wenn wir Frauen sprechen. Wo ist denn übrigens Ihr Mann, Frau Schragmaier."

„Der ist vom Oberbonzen als Arrangeur für die Dschiu Dschindara bestellt worden, wissen Sie."

Dann traten wir auf die Straße. Und die sah sonderbar genug aus. Wir traten auf ein rollendes Trottoir. Von diesem auf ein anderes, welches schneller ging, und schließlich auf ein drittes, welches pfeilschnell die Straße entlang schoß. Ich muß bekennen, daß ich eine Zeitlang furchtsam vor dem dritten stand, bis mich meine Frau mit einem sanften Schub hinaufbeförderte, wobei ich stolperte.

„Ich weiß nicht, was der alte Dattel heute hat", sagte meine Frau. Und Frau Schragmaier wackelte mit dem Kopfe dazu.

„Vielleicht hat er wieder seine alte Gehirnschwäche, und Sie kaufen ihm ein wenig Dschikaifo", flüsterte sie so laut, daß ich es hören konnte.

„Was ist Dschikaifo?" sagte ich energisch.

„Na, sehen Sie's jetzt", sagte meine Frau zur andern, „jetzt will er nicht einmal wissen, was Dschikaifo ist — lustig will er sich über uns machen, das ist alles. Ich werde doch meinen alten Dschappakiri kennen."

„Deinen was?" sagte ich noch energischer.

„Nun hör' aber auf", sagte meine Frau, „und verstelle dich nicht so. Sonst gehen wir allein auf die Dschiu Dschindara."

„In Gottes Namen", wollte ich schon sagen und mich von der Kauderwelscherei drücken — aber, aber — wie kam ich allein von dem vertrackten rollenden Trottoir wieder herunter? Also schoß ich friedlich weiter mit den Meinigen.

„Dort ist der Kasifudschi", sagte meine Frau.

Und dann kam ich unter Assistenz meiner Kinder, die sich kugelten vor Lachen, glücklich auf das mittlere und dann auf das langsame Trottoir, um dann mit vielen anderen Leuten in eine Riesenhalle einzutreten. Alle Menschen waren chinesisch angetan.

„Ihre Nummer?" sagte ein Chinese am Eingang zu mir.

„Meine Nummer?" stotterte ich, „ich habe keine Nummer."

„Nummer zweiundsechzigtausenddreihundertachtundfünfzig", sagte meine Frau empört.

Darauf drückte der Mann auf einen Knopf. Die Nummer 62 358 auf einem Messingschilde schnellte mehrmals heraus. Und die bekamen wir alle um den Hals gehängt. Frau Schragmaier konnte ich nicht mehr sehen. Die war schon wo anders eingetreten.

Wir aber wurden von chinesischen Beamten weiter geschoben bis zur sechzigsten Tausender Reihe. In dieser ging es weiter durch den ungeheuren Saal, bis wir an einen Kasten Nummer 62 358 kamen. Der hatte sechs Schubladen: a, b, c, d, e, f, eine für ein jedes Familienmitglied offenbar.

Da stellten wir uns auf. Neben uns und vor und hinter uns wimmelte es von anderen aufgestellten Leuten.

Jetzt sahen sie alle nach der Mitte des Saales. Dort war auf einer Art Kanzel ein umfangreicher Mann sichtbar.

„Der Oberbonze", flüsterte meine Frau.

„Wir singen jetzt den Dschiu Dschindara-Choral", brüllte er durch ein Schallrohr nach allen Richtungen. Darauf sang er den ersten Vers vor. Er begann so:

„Dschin Dschon Dscheinemen . . ."

„Soll das vielleicht ein Weihnachtschoral sein?" fragte ich meine Frau.

„Um Gotteswillen sag das Wort nicht", gab sie leise zurück, „es ist doch verboten. Dschiu Dschindara-Choral heißt es doch."

Und dann hob der umfangreiche Oberbonze sein Elfenbeinstäbchen in die Höhe und im ganzen Saale setzte das Lied ein:

„Dschin Dschon Dscheinemen . . ."

„Mann, sing doch mit", flüsterte meine Gattin, „es fällt sonst auf."

Da brummte ich mit, so gut ich konnte.

„Dschin Dschon Dscheinemen . . ."

Aber im Herzen war ich voller Traurigkeit: Das sollte nun eine Weihnachtsfeier sein.

Als der sonderbare Choral fertig war, ging das Elfenbeinstäbchen wieder in die Höhe — da erstrahlten hundert Tannenbäume an den Wänden im kalten Glanze elektrischer Glühbirnen. Gott sei Dank, es waren wenigstens noch Tannenbäume.

Aber sonderbares Flitterzeug hing daran: Papierfähnchen, Ringellocken und andere Dinge, die ich gar nicht kannte. Von den Spitzen aller hundert Bäume aber streckte ein großer gelber Papierdrache seine rote Zunge weit in den Saal hinein. An den Bäumen keine Spur von Süßigkeiten, die man schnabulieren konnte

Eben wollte ich etwas Ärgerliches sagen, da ging das Stäbchen zum dritten Male in die Höhe und ein paarmal hunderttausend Hände fuhren im Takt nach ihren Kästchen. Die sprangen auf — alle zugleich — und da lagen die Geschenke, die behördlich für einen jeden bestimmt waren. Lauter Fabriksachen waren es; lauter nützliche, und auf jedem Stück war ein gelber Drache.

Und es war ein geschäftiges Räumen und Zerren in dem Saale — ein Getuschel war und ein Gezischel — aber kein einziger Jubellaut von einem Kinderstimmchen. Auch meine Kinder sagten nichts. Sie hatten ihre Sachen schon unterm Arm.

„Vater, du hast ja dein Dschiu Dschindara-Buch in der Lade liegen lassen," sagte mein kleines Töchterchen.

Da nahm ich mein Buch und schlug es auf. Es war ein Geschichtsbuch. Auf gut Glück las ich eine Stelle:

„Im Jahre 2553 nahmen die Chinesen von Europa Besitz und schufen endlich geordnete Zustände. Sie reformierten bis heute, d. h. bis zum Jahre 3000 —"

Hier klappte ich das Buch wütend zu und rief:

„Komm, Frau, kommt, Kinder, wir wollen aus diesem miserablen chinesischen Dschiu Dschindara nach Hause gehen und dort ein vernünftiges Weihnachten feiern —"

Weiter kam ich nicht. Knallgelbe Polizisten sprangen auf mich ein und faßten mich beim Kragen. Ich wehrte mich. Meine Frau rang die Hände. Meine Kinder schrien. Da glitt ich aus und fiel mit einem ordentlichen Krach zu Boden . . .

Als ich wieder auffah, fand ich mich in meiner Studierstube neben meinem Lehnstuhl auf dem Zimmerboden sitzen. Meine Kinder tanzten einen Indianertanz um mich und riefen:

„Hurra, der Vater ist vom Lehnstuhl heruntergefallen, hurra!"

Und ich rieb mir die Augen und konnte mir gar nicht erklären, warum meine Kinder keine Chinesen mehr waren. Und dann ging in dem Gelärme die Türe auf. Da stand meine Frau ganz unchinesisch und rief lachend:

„Aber, Vater, nun machst du mit den Kindern einen solchen Lärm, daß ihr gar nicht gehört habt, wie das Christkindchen schon dreimal geläutet hat — kommt, kommt geschwind — sonst ist das Christkind beleidigt!"

Und hinaus stürmten wir alle über den Gang in die Weihnachtsstube. Da aber stand der alte liebe deutsche Lichterbaum, über und über mit Leckerli behangen und an der Spitze ein goldener Stern und ein silbernes Christkindel.

Und meine Kinder sprangen vor ihren Geschenken jubelnd in die Höhe, und dann sangen wir:

„Stille Nacht, heilige Nacht . . ."

und mir rannen die Tränen über die alten Backen. Da aber sagte meine Frau:

„Was hast du nur heute, Alter, so gerührt bist du doch sonst nie gewesen?"

Ich aber sagte:

„Nicht wahr, Kinder, das ist eine deutsche Weihnacht und keine Dschiu Dschindara?"

Die Kinder lachten.

„Und die Weihnacht feiern wir zu Hause und nicht in der Kasifudscht durch den Kwiang Kuang?"

Die Kinder lachten noch mehr.

„Der Vater macht wieder Sparifankerln," riefen sie fröhlich.

„Und nicht wahr, im ganzen Hause gibt es keinen Drachen?"

Hier aber hob meine Frau drohend lächelnd den Finger.

„Du, gelt, Alter," sagte sie, „mach' fei keine schlechten Witze am heiligen Abend . . ."

Julfeuer und Lichterbaum.

Plauderei von Hans Runge.

(Nachdruck verboten.)

Der altgermanische Flammen- und damit verbundene Opferdienst war während der Tage des Jul- oder Jubelfestes um die „Mittwinterzeit" besonders rege. Wie zur Sommersonnenwende „leuchteten" auch zur Zeit der längsten Nächte von Hügeln und Bergeshöhen Freuden- und Opferfeuer. — Zucht- oder Herdeneber, die ihrer jungen Generation weichen mußten, wurden der Fruchtbarkeit spendenden Gottheit geweiht. Noch heute erinnert in nordgermanischen Ländern das weihnachtliche Essen von Schweinefleisch an diesen Brauch der Urväter; denn in Skandinavien und England wird zur Weihnachtszeit der Schweinskopf auf den Tisch gebracht. — Nach spätmittelalterlichen, nordischen Kalendern wird der erste Tag der trink- und opferfrohen, flammenumlohten Julzeit durch ein aufrechtstehendes Trinkhorn, der letzte durch ein umgekehrtes gekennzeichnet.

Die alten Germanen glaubten, daß sich während des zwölf Nächte währenden Julfestes der Sonnenwagen drehte und mählich wieder der Erdenscheibe auf flammendem Jul, das ist Rad, näherkäme.

Der Sonne zu Ehren wurden Brände entfacht, die noch den germanischen Christen um die Wende des zwölften Jahrhunderts als Weihnachtsblöcke oder Christbrände loderten, von deren verkohlten Resten man mit nach Hause nahm, um Vieh und Haus vor Unwetter und Feuersbrunst zu schützen; oder man warf die Überbleibsel auf Äcker und Weiden, um sie fruchtbar zu machen.

Noch heute erinnern an diese altgermanischen Julfeuer weihnachtliche Bräuche am Unterlaufe des Altvater Rhein und zu Schweina im Thüringer Walde. Hier wie dort zieht festgestimmte Jugend mit brennenden Fackeln umher, die schließlich auf freiem Felde zusammengeworfen werden. (Nach Busch, Deutsche Volkssagen.)

Einen Vorläufer unseres heutigen Lichterbaumes erblickt der bekannte Germanist Elard Hugo Meyer in dem Zurschaustellen immergrüner Bäume in den Wohnräumen der alten Römer zur Zeit ihres Kalendenblocks. Auch das Anzünden zahlreicher Lichter in den Festräumen war zur Wintersonnenwende bei den Römern gebräuchlich, die sich auch mit Lichten, Früchten und Süßigkeiten gegenseitig beschenkten. Die Bäume werden später mit Lichten versehen worden sein und bildeten so die Vorläufer der ersten Weihnachtsbäume, die in Deutschland urkundlich zum ersten Male im Jahre 1604 beschrieben werden.

In einem altstraßburger Werke, betitelt: „Memorabilia quaedam Argentorati observati" (Neudruck 1890 bei Tille in Straßburg) wird der neuen Sitte des Lichteanzündens auf Tannenbäumen zum ersten Male Erwähnung getan.

Der Chronist, der die alte, unvergessene deutsche Reichsstadt, deren Einrichtungen, Bevölkerung, Sitten und Gebräuche beschreibt, berichtet folgendes: „Uff Wynachten richt mann Dannen-Bäum zue Strassburg / in den Stuben uff / daran hencket man roßen auß vielfarbenen Pappr geschnitten / Aeppel / Zischgoldt / Oblaten undt Zucker-werk." —

Nur langsam führte sich der Weihnachtsbaum in Deutschland ein. Der Dreißigjährige Krieg, der das Glück unzähliger Familien zerstörte, setzte der Ausbreitung der neuen Sitte wohl große Hemmnisse entgegen.

Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts war der Lichterbaum nur spärlich in Deutschland anzutreffen. Der große Weimaraner sieht den ersten geschmückten Tannenbaum, an dem zahlreiche Lichte erglänzten, als Student in Leipzig, und zwar im Hause des Kupferstechers Stock. Erst seit Beginn des neunzehnten Jahrhunderts ist der Weihnachtsbaum in deutschen Häusern häufiger zu finden; doch sei erwähnt, daß einige kleine deutsche Fürsten und Standesherren gegen die „Unsitte, Nadelbäume aus Wäldern, Schonungen und Gehegen zu holen", gesetzlich einschritten und hohe Geldstrafen für das Schlagen von Tannen festsetzten. Um die Vorschrift besser überwachen lassen zu können, war hier und da auch das Hereinbringen von Koniferen zur Weihnachtszeit in die Städte, Flecken und Dörfer unter Strafe gestellt.

Erst während der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erfreuten sich die Angehörigen der übrigen europäischen Staaten an dem weihnachtlich geschmückten, lichtebesteckten Tannenbaum. Auch die Amerikaner ahmten gern die schöne Sitte nach. (Nach F. Ortwein, „Deutsche Weihnachten".)

Deutsche Soldaten machten um die Weihnachtszeit des Jahres 1870 die Franzosen im damals besetzten Gebiet mit dem Lichterbaum bekannt. In einigen Gegenden Großbritanniens hat jedoch der Tannenbaum den Mistelzweig, das Symbol des Winters und die Todeswaffe Hödurs, die er gegen Baldur, den lichten Sonnengott, schleuderte, nicht verdrängen können.

Schließlich sei erwähnt, daß auf dem meerumbrausten, sagenumwobenen Island der Vogelbeerbaum, oder die Eberesche — das alte Baumheiligtum der Germanen — in ähnlicher Weise aufgeputzt und mit Lichten versehen wird, wie hierzulande die Tanne.

Auch die Eberesche erscheint auf dieser nordischen Insel als kündendes Wahrzeichen des wieder am Himmel emporziehenden Glutenballes, der Segen und jungfrisches Leben alsbald aus der erstorbenen Erdenflur zaubern wird!

Unterm Christbaum.

Sie warfen sich wie bunte Bälle zu
Die Wünsche: „Sag, was möchtest du und du?" —
Und jeder wollte etwas and'res haben
Und jeder dachte an viel holde Gaben
Der Gegenwart und Zukunft; einer nur
Saß stumm, als ging' sein Herz auf feiner Spur.
Dann flog auch ihm die Frage drängend zu:
„So wunschlos, alter Freund, bist du?
„Schnell jetzt, sag' an, worauf steht dein Begehr?" —
— „Ich kam durch still verschneite Straßen her,
Durch die der Flockentanz noch glitzernd flog,
Der Duft von Tannenbäumen übern Marktplatz zog.
Nun sitz' ich hier im lampenhellen Zimmer,
Doch um mich her ist dieser Duft noch immer;
Und hätt' ich wirklich einen Wunsch heut' frei,
Wollt' ich, daß ich ein Knabe wieder sei,
Dürft' stellen meinen Stuhl dort in die Ecke,
Daß keiner, keiner mich entdecke.
Der Christbaum nur sieht dort den Jungen sitzen,
Und mit der Zweige feinen, grünen Spitzen
Streift er die Stirne ihm, den blonden Schopf.
Der Junge aber hat versteckt den Kopf
Ins neue Buch, ach, Herz und Seele auch!
So lesen dürfen, das war Weihnachtsbrauch,
Ein köstlicher, bei uns im Elternhause.
Und hier und da in kleiner schöner Pause
Besah man sich sein Christgeschenk 'mal wieder,
Bog sacht ein goldbehang'nes Zweiglein nieder
Und brannt's an einer Kerze heimlich an,
Biß in den Honigkuchen und begann
Von neuem nun das wundervolle Lesen
Im Weihnachts-Eckchen. — Das ist Glück gewesen!
Wünscht ihr das Blaue euch vom Himmel meinetwegen,
Ich wünsche einmal noch mir solcher Stunde Segen!" —
— Es schwieg der Mann, und keiner von den andern
Fing wieder an, durchs Wunschreich hinzuwandern.
Vielleicht, daß mancher just das Schlüsselein
Zur eigenen Jugend fand, und ging ganz still hinein,
Und ging ganz still und seltsam froh zurück
Ins Weihnachtsecklein und ins Weihnachtsglück.

M. Feesche.



Bunte Chronik



* **Aus alten Anstandsbüchern.** Die Anstandsbücher, die mit der Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens vom 16. Jahrhundert ab üblich wurden, enthalten in der Zeit von 1590 bis 1790 folgende Steigerungen in der für Adelige vorgeschriebenen Anrede: Edler, Wohledler, Hochedler, Hochwohledler, Wohlgeborener, Hochgeborener, Wohledelgeborener, Hochwohledelgeborener. Die Anrede für Geistliche stieg folgendermaßen: Würdiger, Ehrwürdiger, Wohlehrwürdiger, Hochwohlehrwürdiger. Nach einem Anstandsbuch des 17. Jahrhunderts hat man von Bauern zu sagen: „Sie ersoffen", von Adeligen dagegen: „Sie ertranken". In Hippels „Kreuz- und Querzügen" wird angeführt, daß ein Tier „stürzt", ein Mensch „stirbt", ein Adliger „untergeht".

*

* **Das Land der zweigleisigen Eisenbahnen.** Während von den etwa 60 000 Kilometern deutscher Reichsbahn etwa die Hälfte eingleisig ist, gibt es in England fast nur zweigleisige Bahnen. Nur ein ganz verschwindender Bruchteil der 59 000 englischen Bahnkilometer, meist Kleinbahnen, ist eingleisig. Trotzdem ist die Zahl der Betriebsunfälle in England nicht wesentlich niedriger als in Deutschland, da die englischen Bahnhofsanlagen nicht alle den neuzeitlichen Anforderungen entsprechen.

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.